9 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch. (Fortsetzung.)

Was hatte Heinz erzählt? Er hatte als Neuigkeit mitgeteilt, Graf Leo werde sich in allernächster Zeit mit einer Millionärin verbinden, und dann die Worte hinzugefügt: Was geht Dich das an? Freilich, was ging das ihn an?

Da war es ihm, als tauchte zwischen den Ziffern Anne-Maries braunes Köpfchen auf. Er glaubte, Leo zu sehen, der sie umschlang, vermeinte die von Leidenschaft bebende Stimme des Mannes zu hören, der dem Mädchen von Liebe sprach, und er knirschte zwischen den Zähnen: „Wenn Du nur mit ihr gespielt hättest!“

Die Feder entglitt seinen Händen; er lehnte sich tief atmend in den Stuhl zurück; es war, als schnüre ihm eine unsichtbare Macht die Brust zusammen.

Wenige Sekunden rang er so; dann war der Kampf vorüber. Er fühlte, noch hatte er kein Recht, an Leo zu zweifeln. Er nahm die Feder wieder vom Boden auf und schrieb, als habe ihm nichts den Gleichmut getrübt; vielleicht aber war doch die Hand nicht so sicher wie sonst.

Nach einiger Zeit betrat Heinz das Zimmer.

„Du warst vorgestern verreist?“ fragte der Offizier, am Schreibtische Posto fassend.

„Ja. Mein junger Verwalter sollte den Viehtransport nach Berlin leiten; da ich jedoch Sorge bekam, er könne beim Ausladen irgend was versäumen, fuhr ich ihm kurz entschlossen am Nachmittag nach.“

„Und ist alles gut abgelaufen?“

„Sehr gut, glücklicherweise!“ erwiderte Ernst, entnahm einem Schubfache vier Eintausend-Markscheine und steckte sie in ein Couvert.



Königin Viktoria von England †. (Mit Text.)

Er sah zu dem Bruder auf. „Das ist der Erlös für den Weizen, den ich noch nach der Stadt schaffen muß,“ sagte er dabei. „Die Sägemühle verschlingt am Ende doch mehr, als ich dachte.“

„Du hast viel zu thun?“ fragte Heinz mechanisch, indem seine Blicke das graue Couvert gierig betrachteten, auf das Ernst soeben das letzte Siegel drückte.

Der Angeredete strich mit der Hand über das glatte Haar. „Zeit, um zu träumen, bleibt mir allerdings nicht,“ erwiderte er nachdenklich. „Ich habe viel unternommen, fast zu viel; die Arbeit schlägt mir oft über dem Kopf zusammen. Und wenn ich mich auf mich selbst besinne im Drang der Geschäfte, so meine ich wirklich zuweilen, ich zähle schon fünfzig Jahre statt fünfundzwanzig!“

In diesem Augenblick wurde Ernst plötzlich gerufen. Er sprang sogleich auf, schob die Papiere oberflächlich zusammen und bat im Hinausgehen, Heinz möchte bis zu seiner Rückkehr das Zimmer nicht verlassen.

Er kam auch bald zurück, warf die Schublade zu und zog den Schlüssel ab.

„Jetzt, Heinz, stehe ich gänzlich zu Deiner Verfügung. Du hattest mir, wie ich höre, noch etwas mitzuteilen,“ wandte er sich an den Bruder.

Heinz stand am Fenster der Giebelstube, in der er schon als Knabe gearbeitet hatte, und starrte in den dämmernden Abend hinaus. Aus dem Hofteich erscholl melancholischer Unkenruf; über Feld und Wiesen spann der Nebel in feinen Streifen; ein frischer Lufthauch durchzog das Land.

Bei der Anrede des Bruders fuhr der junge Mann fast erschreckt zusammen; er schien gänzlich in Gedanken versunken gewesen zu sein.

„Ja, so, ich wollte Dir etwas mitteilen, nun, das hat schließlich noch Zeit!“ sagte er, schlug das Fenster zu und trat ins Zimmer zurück. „Laß

uns nur wieder hinuntergehen, ich muß nämlich bereits um acht Uhr zurück in Neustadt sein!"

Als Heinz fortreiten wollte, war das Pferd noch nicht gesattelt, so gingen beide junge Männer noch ein wenig vor der Treppe auf und ab.

Auf dem Hofe war es sehr still; laut und vernehmlich hörte man jedoch im Hause die alte, große Wanduhr schlagen.

„Wie die alten Erinnerungen wach werden," sagte Heinz, seinen Arm in den des Bruders legend. „Ich erinnere mich ganz deutlich, wie die Uhr am Totenbette des Vaters tickte, und jetzt zeigt sie noch ebenso gelassen an, wie die Zeit vergeht!"

„Was hast Du nur, Heinz? Du bist heute so seltsam verändert?" fragte Ernst.

„Ich verändert?" Der junge Bruder zuckte die Achseln und zeigte dann über die dunstige Landschaft. „Sieh dorthin!" sagte er. „Herbstnebel ziehen und Herbststimmungen überkommen unsereinen. Das liegt in der Luft!"

Da wurde das Pferd gebracht und Heinz schwang sich in den Sattel.

„Nach dem Manöver wirst Du doch wie bisher einige Wochen Urlaub nehmen und zu uns kommen?" fragte Ernst. „Nun, höre, Du scheinst wohl Lust zu haben, diesmal andere Jagdgründe als die Kremziner auszupürschen?" forschte er weiter, da er keine Antwort erhielt.

Heinz war eifrigst mit seinem unruhigen Pferde beschäftigt.

„Verzeih, mein alter Junge, ich bin unaufmerksam, aber ich habe große Eile!"

Als jedoch der Fuchs abgehen wollte, parierte Heinz ihn mit aller Gewalt, um dem Zurückbleibenden die Hand zum Abschied zu reichen.

„Lebe wohl, Ernst, und — und denke manchmal an mich, wenn Du die Uhr schlagen hörst. Willst Du?"

Ein weicher Klang durchzitterte die Worte, bei denen der junge Mann sich vom Sattel hinunterneigte, um noch einmal in die Augen des Bruders zu sehen.

Er fühlte einen fast schmerzhaft herzlichen Händedruck, dann war der Reiter verschwunden, und in der Ferne verklang der Hufschlag des in rasender Eile dahinstürmenden Pferdes.

Der Zurückbleibende stand noch einige Minuten auf der Treppe und sah über die Felder, von denen es grau und dunstig emporstieg.

„Herbstnebel — Herbststimmungen!" dachte er; dann ging er ins Haus.

Heinz' sonderbares Benehmen hatte ihn vorher beunruhigt; nun belächelte er selbst seine Angst.

Thorheit! Wann wäre der Mensch nicht Stimmungen unterworfen!

15.

Ernst erhob sich frühzeitig am andern Morgen, trank hastig Kaffee und bestellte auf sechs Uhr den Wagen. Dann ging er wieder in sein Zimmer, steckte einige Papiere zu sich und wollte auch den Brief mit den viertausend Mark an sich nehmen.

Er fand ihn nicht in der Schublade, in der er ihn vermutet hatte; er schloß eine andere auf, — auch hier war er nicht.

„Habe ich ihn unter die Papiere gethan?" dachte Ernst und öffnete das Fach, das die Schriftstücke barg. Aber das graue, steife Couvert, auf dem die Summe verzeichnet stand, fand sich nicht vor.

Ernst ward ein wenig unruhig.

„Bin ich behext, daß ich ihn nicht finden kann?" dachte er, indem er von neuem zu suchen begann.

Das Resultat blieb dasselbe. Im Hofe hörte man bereits den Wagen vorfahren; er hörte auch die Stimme seiner Mutter, die dem Kutscher von dem Fenster aus zurief, sie wünsche, daß ihr Sohn noch einen Augenblick in ihr Zimmer komme.

„Ich bin ein Thor, daß ich mich des Briefes wegen sorge," sagte Ernst kopfschüttelnd. „Ich weiß, ich habe ihn hineingelegt, folglich muß er doch da sein!"

Trotz dieser Versicherung wurde Ernst jedoch immer unruhiger, und als er nochmals die ganze Schublade durchkramte und keine Spur von dem ominösen Couvert entdeckte, trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn.

„Es ist fort, daran ist kein Zweifel mehr!" sagte er tonlos. „Ich bin bestohlen!"

Er dachte an die Dienstboten, aber unter ihnen fand er nicht einen, dem er ein solches Verbrechen zutrauen konnte. Außerdem wohnten nur die Mädchen im Hause; von den männlichen Dienstboten kam nur der Kutscher jeden Morgen in sein Zimmer, um die Sachen zu reinigen. Und der Alte, ganz zu schweigen von seiner oft bewährten Ehrlichkeit, war so wenig erfahren in den modernen Schlössern, daß er sich in den schwierigen Mechanismus des Kunstschlosses nicht hätte hineinfinden können, und von der Anwendung von Dietrichen überhaupt keine Ahnung besaß.

„Ist gestern etwa noch ein Fremder in meinen Zimmern gewesen?"

Ernst dachte nach. Nein, gestern war niemand ins Zimmer gekommen, kein Handwerker, kein Händler oder sonstiger Fremder. Nur Heinz war dagewesen, nur Heinz.

Ernst begann noch einmal zu suchen. Es war unmöglich. Der Brief mußte verlegt sein, er mußte sich finden.

Schon rückte der Zeiger der Uhr stark auf sieben; eine volle Stunde war nutzlos vergangen.

Jetzt hörte man wieder das Rollen von Rädern. Herr Braun, der nach der Stadt fuhr, hatte den Weg über Kremzin genommen und ließ den Wagen, wie er immer that, vor dem Gutshause halten. Der joviale, alte Herr begrüßte das schnell herbeieilende Dienstmädchen, indem er sie in die Wangen kniff, — das war, nebenbei bemerkt, sein gewöhnlicher Gruß, — und fragte dann mit einer Stimme, als ob er das Haus aus hundertjährigem Todesschlafe wecken wollte, nach Herrn Werner.

Ernst konnte sich beim besten Willen nicht verleugnen lassen; er verschloß die Thür und eilte die Treppe hinab.

„Ich habe gar keine Zeit," versicherte Herr Braun, der neben Frau Werner auf dem Sofa saß. Aber er ließ sich dabei bereits das Frühstück gut schmecken.

Ernst versuchte, eine höfliche Miene zu zeigen, aber es gelang ihm nicht, die nervöse Unruhe und Ungeduld zu bemeistern, als ihm Braun, er wußte nicht zum wievieltenmale erzählte, daß Ellernburg nicht mehr als Landtagsabgeordneter kandidieren werde.

Glücklicherweise schien sich Frau Werner sehr dafür zu interessieren, daß Braun im vergangenen Jahre auf der großen Mastviehausstellung eine bronzene Medaille für Fetthammel erhalten hatte, wodurch das Gespräch wenigstens in Fluß erhalten wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte Herr Braun auch wirklich keine Zeit mehr; er stand auf und verabschiedete sich.

„Wo warst Du nur mit Deinen Gedanken, Ernst?" fragte Frau Werner erstaunt. „Zweimal rühmtest Du das schöne Wetter und es begann gerade zu regnen."

Ernst erzählte von dem verschwundenen Couvert.

„Das Geld ist gestohlen," sagte er, indem er mit der Mutter in sein Zimmer ging. „Ich denke, ich lasse Haussuchung halten."

Frau Werner war entsetzt. Ein Diebstahl in ihrem ehrlichen Hause erschien ihr undenkbar. Als sie jedoch zum zweitenmal jedes Schriftstück einzeln aus der Schublade des Schreibtisches genommen hatte, sagte sie mit blassen Lippen: „Es bleibt Dir nichts anderes übrig, Ernst. Halte Haussuchung und melde die Nummern der Banknoten bei der Polizei an. Und sprich, weißt Du ganz bestimmt, daß gestern kein Fremder in Deinem Zimmer gewesen ist?"

„Gestern ist niemand bei mir gewesen, außer Heinz," sagte Ernst sehr bestimmt.

„Ach, da fällt mir ein! Denke Dir, Braun behauptet, als er gestern abend seine Damen auf die Bahn gebracht, habe er Heinz in dem Schnellzuge nach Berlin am Fenster gesehen."

Ernst wurde dunkelrot.

„Hat er Dir gesagt, daß er reisen wollte?" fragte Frau Werner weiter. „Er war gestern so eigentümlich erregt!"

Ernst antwortete nicht.

„Hat er Dir gesagt, daß er verreisen wollte?" fragte Frau Werner nochmals, und dabei wandte sie sich nach dem Sohne um.

Und als sie Ernst anblickte, geschah etwas Wunderbares. Sie sprachen beide kein Wort, doch aus den starren, entsetzten Augen des jungen Mannes las die Mutter die furchtbare Anklage heraus, die er gegen den leiblichen Bruder erhob.

„Ernst," schrie sie, „Ernst, er hat es nicht genommen!"

Und der junge Mann strich mechanisch die Haare aus der Stirn; seine Lippen zitterten, er konnte nicht sprechen.

Im Nebenzimmer schlug es acht Uhr.

„Wenn Du die alte Uhr schlagen hörst, so denke manchmal an mich!" hatte Heinz gesagt, als sie zuletzt voneinander geschieden waren. Seitdem waren erst wenige Stunden vergangen — und unwillkürlich mußte Ernst beim Anschlag der Uhr jetzt daran denken.

„Es ist nicht wahr!" schrie er auf. „Nicht er hat das Geld genommen! Er kann es nicht gethan haben! Ich will es nicht glauben!" —

Es war eine Stunde später in Greinshagen.

Fräulein Ulrike befand sich in den unteren Regionen, Paula war zu Grosses gegangen, und von niemand bemerkt, hatte Frau Werner das Haus betreten und an Hellborns Zimmer gepocht.

„Ich mußte zu Ihnen kommen," sagte sie tonlos, kaum bemerkend, daß er selber leidend auf dem Sofa ruhte. „Ich muß Sie sprechen! Raten, helfen Sie mir!"

Er sah, wie ihr ganzer Körper vor unterdrückter Aufregung zitterte und bebte. Er erhob sich sofort, schob ihr einen Sessel zu und drückte sie sanft darauf nieder.

„Erholen Sie sich erst," bat er, „und dann erzählen Sie!"

Ihre Augen irrten im Zimmer umher; dann hefteten sie sich auf sein Gesicht.

„Heinz!“ stammelte sie mit versagender Stimme und brach in Thränen aus.

Erst nach geraumer Zeit hatte sie sich soweit gefaßt, daß sie erzählen konnte, was sie nach Greinshagen geführt hatte.

„Glauben Sie, daß — daß er das Geld genommen hat?“ fragte sie endlich leise.

Ein schmerzliches Zucken flog über seine Züge. Wie gern hätte er ihr ein beruhigendes Wort gesagt. Doch ein „Nein“ wollte nicht über seine Lippen.

„Der Schein spricht gegen ihn, doch der Schein trügt oft!“ sagte er endlich. Es war keine neue Bemerkung, aber sie war die einzige, die ihm einfiel.

Frau Werner war zufrieden.

„Der Schein trügt oft! Ja, lieber Hellborn, Sie wissen doch immer, was mir gut thut. Der Schein trügt oft!“

Sie schwieg eine Weile und starrte vor sich hin; endlich begann sie von neuem: „Ernst ist in Neustadt; er will in Heinz' Wohnung Erkundigungen über ihn einziehen.“

Da sprengte auch schon Ernst auf schaumbedecktem Pferde auf den Hof. Vier Augen sahen ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit entgegen.

„Es ist schlimmer, als ich erwartet habe!“ sagte er. „Heinz hat seinen Abschied eingereicht, vielmehr einreichen müssen. Der Oberst hat ihm bis zu diesem Zeitpunkt völligen Urlaub bewilligt.“

Dann erzählte er die Geschichte von dem Wechsel, welche ihm der Kommandeur mitgeteilt hatte.

„Der Oberst sah in der Sache das, was sie wirklich war, nämlich einen Racheakt des jüngeren Feldmann,“ sagte Ernst, „denn Heinz hatte sogleich auf Ehrenwort versprochen, binnen vierundzwanzig Stunden seinen Verpflichtungen nachzukommen. Feldmann hat das Geld gestern abend noch erhalten.“

„Und wo ist Heinz?“ fragte Frau Werner.

Ernst zuckte die Achseln. „Vielleicht hat eine Pistole ihre Schuldigkeit gethan,“ dachte er, aber er sprach den Gedanken nicht aus.

„Hat er keine Briefe hinterlassen?“ forschte die Mutter weiter.

„In seinem Zimmer lagen keine,“ antwortete Ernst.

„O, Heinz, mein armer, unglücklicher Sohn!“ stieß Frau Werner schluchzend hervor. „Er wird draußen in der weiten Welt zu Grunde gehen, denn er hat keinen Menschen, der sich seiner annimmt!“

Hellborn durchfuhr ein neuer Gedanke.

„Der Abendzug von Neustadt nach Berlin hat Anschluß nach Hamburg,“ gab er demselben Ausdruck. „Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Heinz sich nach Amerika gewendet hat. Ich entsinne mich, daß er mir einmal Andeutungen machte, er habe große Lust, Europa den Rücken zu kehren. Wenn ich sogleich den Mittagszug benutze, kann ich Heinz vielleicht noch in Hamburg treffen. Ich will es auf diese Möglichkeit hin versuchen!“

Hellborn fühlte sich heute weit wohler. In der Nacht war das Fieber gewichen, und der Gedanke, Frau Werner Trost zu gewähren, ließ ihn auch den Rest von Schwäche überwinden.

Er rüstete sich zur Reise, trotz alles Abratens und aller üblen Prophezeiungen der Schwester, welche die Fahrt für eine an Tollheit grenzende That erklärte.

„Und das für Heinz Werner, auf den das schöne Sprüchlein von dem Unkraut, das nicht vergeht, doch sicherlich Anwendung finden würde!“ dachte sie empört.

Hellborn jedoch war heute taub gegen alles; keine Rede verfing. Er reichte Frau Werner mit einem ermunternden: „Mut, Mut, Elisabeth!“ die Hand zum Abschied, welche sie plötzlich an ihre Lippen zog, während ihre Thränen darauf niederperlten.

Hellborn zuckte zusammen, weh durchfuhr es ihn: „So viel Liebe hat sie für Heinz, und was ist er im Grunde genommen? Ein hübscher, aber leichtsinniger, vom Schicksal verwöhnter Junge, alles in allem genommen herzlich unbedeutend, nur nicht in ihren Augen, — weil sie ihn liebt! Doch mit der Liebe soll man nicht rechten, — vor allem nicht mit der Mutterliebe!“

Mit der Mutterliebe! O, Allbarmherziger! Arme Mutter!

Hellborn erreichte Hamburg spät in der Nacht. Am nächsten Morgen hörte er vom Hotelwirt, daß am gestrigen Tage ein Passagierdampfer nach New-York abgegangen sei. Als er seinen Namen in das Fremdenbuch eintrug, stutzte er ein wenig. Unter den Angekommenen auf der letzten Seite stand nämlich: Heinz, Offizier a. D.

„War der Herr jung oder alt?“ fragte er den Kellner.

„Ganz jung.“

„Blond oder schwarzhaarig?“ forschte er weiter.

„Er war ganz dunkel.“

Nein, das stimmte nicht.

Und Hellborn ging auf die Polizei und suchte unter den Namen in der Schiffsliste nach einem Namen, der seine Vermutung, daß sich Heinz unter den Reisenden befand, bestätigt hätte. Er fand keinen.

Dann ging er an den Hafen und sah die verankerten Schiffe und starrte in den Wald von Masten und Wimpeln.

Plötzlich stieß er auf einen Mann. Es war der Agent eines Auswandererschiffes, der nach Passagieren Umschau hielt.

Hellborns bedrückte Miene mochte ihm für seine Zwecke günstig erscheinen.

„Nun, wertester Herr, morgen sticht die „Beatrix“ in See. Wie ist's? Kommen Sie mit? Sie scheinen es hier nicht gut getroffen zu haben. Versuchen Sie Ihr Glück 'mal drüben im gelobten Lande!“

Hellborn sah ihn mit eigentümlich forschenden Augen an.

„Sagen Sie mir doch, was versteht man eigentlich unter Glück?“ fragte er.

Der Mann lachte und ging weiter.

„Bei dem ist's wohl nicht ganz richtig!“ sagte er, sich auf die Stirn tippend.

Ohne etwas erreicht zu haben, kehrte Hellborn nach Hause zurück . . .

Ein Brief mit dem Poststempel aus Berlin war inzwischen in Kremzin eingetroffen. Heinz sagte darin Mutter und Bruder Lebewohl.

„Ich habe das Geld genommen,“ schrieb er. „Zürnt mir nicht! Ich wollte mich Ernst anvertrauen, doch als ich die Banknoten sah, packte mich die Versuchung, sie gleich an mich zu nehmen. Ich dachte es mir viel leichter, euch späterhin alles brieflich zu gestehen, anstatt eure Vorwürfe, vielleicht auch Deine Thränen, meine liebe Mutter, zu ertragen. Ich handelte furchtbar leichtsinnig, ich weiß es, aber ich sagte mir, Ernst würde mir das Geld unbedingt geben, hätte er gewußt, daß ich mich auf Ehrenwort verpflichtet hatte, den Wechsel binnen vierundzwanzig Stunden zu begleichen! Mit dem Rest der Summe wandere ich nach Amerika. In Neustadt konnte meines Bleibens nicht sein; so ist es für mich am besten, ich entsage der Heimat gänzlich. Hinaus in die Welt! Je weiter, je besser! . . . Ihr werdet inzwischen erfahren haben, daß ich den Wechsel Steinbecks wegen unterschrieben habe. Ich büßte also für Leos Leichtsinn. Das wäre eigentlich eine furchtbare Ungerechtigkeit, wenn ich jetzt nicht so etwas wie eine Wiedervergeltung darin sähe. Erinnerst Du Dich noch der Karrikatur, Ernst, um die Du von der Schule entfernt wurdest? Der Zeichner derselben war ich! Ich wollte mich zuerst melden, aber Du nahmst die ganze Sache so ruhig und leidenschaftslos auf, daß ich meinte, Dir sei sie kein Opfer gewesen. Erst später habe ich erfahren, daß Du doch darunter zu leiden hattest. Und nun danke ich euch herzlich für eure Liebe und bitte noch einmal: Verzeiht mir! Ich hoffe, mich da draußen zu einem tüchtigen Manne durchzuringen. Wenn es mir gut geht, schreibe ich. Wenn nicht — lebt wohl!“

Das war der Abschiedsgruß von Heinz Werner.

„Ich wußte, daß Du mit der Reise nichts ausrichten, sondern Dich nur von neuem erkälten würdest,“ sagte Fräulein Ulrike, als Hellborn sogleich nach der Rückkehr wieder das Bett hüten mußte. „Warum bist Du nun gefahren? Hat Frau Werner ein Wort der Anerkennung für Deine Aufopferung gehabt? Aber so ist es immer gewesen. Du hast Dich gesorgt und gemüht und sie hat Dir kaum dafür gedankt!“

Ja, so war es immer gewesen, aber Fräulein Ulrike wußte nicht, daß man mit der Liebe nicht rechten darf. —

Die Tage wurden nun immer trüber und stiller, die Luft immer schwerer; kalte Stürme töteten den Rest sommerlichen Lebens und sangen der Erde das Totenlied.

Und der Tod trat auch in das stille, freundliche Herrenhaus zu Greinshagen. Herr Hellborn starb Mitte Oktober.

Mit Ulrike und Paula trauerte auch Frau Werner. Sie wußte, sie hatte einen Freund verloren, aber was sie ihm eigentlich gewesen war, das ahnte sie nicht. Ihre Thränen flossen an der offenen Gruft, aber sie galten doch nur zur Hälfte dem Toten.

Sie gedachte des Tages, da man ihren Gatten in die kühle Erde gesenkt hatte. Damals besaß sie zwei Söhne! Doch so oft jetzt ihr Blick Ernst streifte, der neben ihr stand, zuckte sie schmerzhaft zusammen. Jetzt hatte sie nur noch den einen, den einen!

Einen von beiden!

Es war, als sängen die Glocken, die noch immer läuteten, als sie nach Kremzin zurückkehrte: Einer von beiden! Einer von beiden! Die Glocken läuteten um Hellborn; sie dachte nicht daran.

Sie legte das Gesicht in beide Hände und schluchzte bitterlich.

Hellborn war vergessen; ihre Thränen galten dem verlorenen Sohne, — dem einen von beiden: — Heinz!

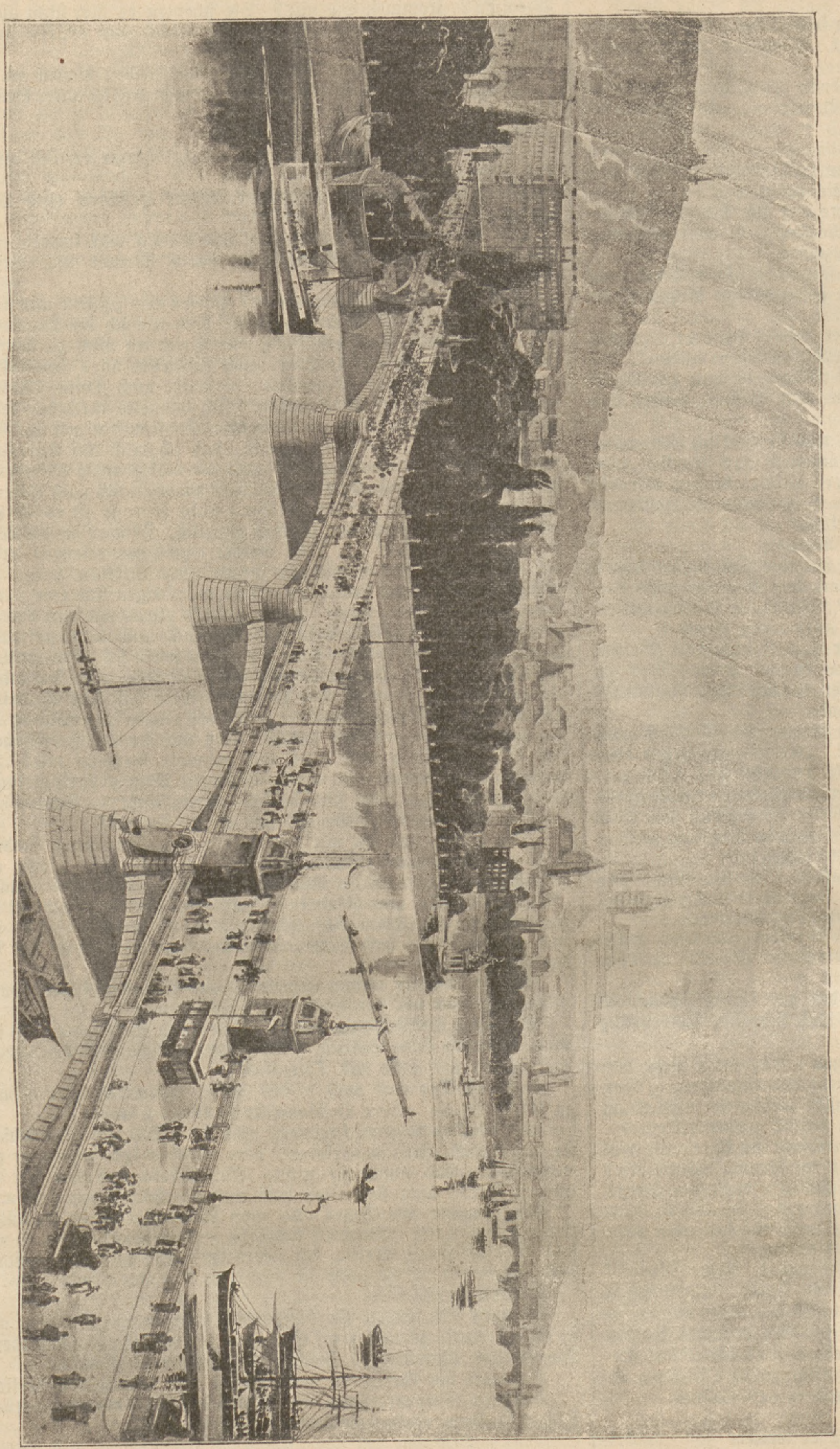
16.

Die fehlenden viertausend Mark und die Schuldforderungen, die von Heinz' Gläubigern einliefen, hatten Ernst in augenblickliche pekuniäre Verlegenheit gebracht; überdies mußte die erstgenannte Summe zu einem bestimmten Termin beschafft werden, es mochte kosten, was es wollte. Er bekam dadurch zu thun, aber die Arbeit war ihm lieb; sie half ihm am besten über die ersten schrecklichen

Tage fort, die jenem furchtbaren Morgen der Entdeckung gefolgt waren. Später sandte Leo Steinbeck, der sich bereits in München befand, den Betrag des Wechsels. Ernst mußte an sich halten, um nicht die Scheine zu zerreißen.

In ihm gährte der Haß gegen den schönen Günstling des Schicksals, gegen den Mann, der ihm das Mädchen, das er liebte, geraubt und seinen Bruder in Schuld und Verbannung getrieben hatte. Und doch — das sagte er sich wieder und wieder — er hatte kein Recht, Leo zur Rechenschaft zu ziehen.

Da kamen die Wahlen zum Landtag. Große Plakate in den Zeitungen verkündeten, daß statt des Grafen Ellernburg Herr Werner auf Kremzin kandidieren werde und daß alle erleuchteten Männer, wenigstens solche, denen das Wohl ihres Kreises am Herzen läge, gebeten würden, genanntem Herrn ihre Stimme zu geben. Braun hatte geschickt für Ernst operiert, der ohnehin seinen Wählern vollste Garantie bot, daß er dem sehnlichst gewünschten Bau der Eisenbahn größtes Interesse entgegenbringen würde, da sich dies mit seinem eigenen Vorteil deckte.



Die neue Kaiser Franzens-Brücke in Prag. (Mit Text.)

Ernsts ruhiges, besonnenes Wesen mochte vielleicht auch noch zu seinen Gunsten gewirkt haben. Kurz, er errang einen vollständigen Sieg. Mit bedeutender Stimmenmehrheit ward er gewählt. Frau Werner vernahm die Nachricht ohne sonderliches Interesse; ihre Teilnahmlosigkeit wurde jedoch wohl nur durch ihr körperliches Befinden verschuldet. Sie kränkelte seit einigen Wochen; sie klagte zwar nicht über ein bestimmtes Leiden, fühlte sich jedoch körperlich und seelisch im höchsten Grad erschöpft, so daß sie oft ganze Tage im Bett zubringen mußte. Sie überließ notgedrungen die Führung des Haushaltes jüngeren Kräften; bezahlte Hände walteten statt ihrer und dabei ging die Behaglichkeit verloren.

Ernst fühlte sich recht vereinsamt, wenn er während der langen Winterabende nach gethaner Arbeit allein im Wohnzimmer saß, während draußen das Heulen des Sturmes und drinnen nur das Knistern des Holzfeuers vernehmlich war.

Und als ihm an einem nebligen, trüben Novembernachmittage das Mädchen meldete, Frau Werner würde heute in ihrem Schlafzimmer bleiben, erschien es ihm so trostlos und verlassen zu Hause, daß er, einem plötzlichen Entschlusse nachgebend, nach dem Hute griff und zu Pastor Grosses hinüberging.

Er war lange nicht dort gewesen; in letzter Zeit hatte er sorgfältig vermieden, mit Anne-Marie zusammenzutreffen.

Der alte Herr empfing ihn schon auf dem Hausflur in heiterster Stimmung, führte ihn in das Wohnzimmer, in dem eine Lampe ihr trauliches Licht verbreitete, und nahm dann mit ihm auf dem Sofa Platz.

Ernst sah sich um. Das Bild des reizenden, jungen Mädchens lächelte auf ihn hernieder, die Fenster waren verhangen, und auf dem Tische neben einer Handarbeit lagen einige Bücher. Das alles machte einen so gemütlichen Eindruck, daß es ihn wohlig überkam.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensnacht.

Erzählung von Arthur Eugen Simson.

„Haben Sie jemals Schiffbruch gelitten?“ fragte ich einst einen alten Kauffahrtei-Kapitän, mit dem ich mich in einem Hotel einer bedeutenden Hafenstadt befreundet, und welcher fast sein ganzes Leben auf der See zugebracht hatte.

„Nie“, gab er zur Antwort. „Ich habe ungemein glücklich gefahren. Es giebt viele Seeleute, welche von dem Augenblick an, wo sie ihren Fuß auf ein Schiffsdeck setzen, mit allen nur möglichen Unglücksfällen zu kämpfen haben; dann finden sich aber auch wieder andere, und zu diesen gehöre ich, welche stets glücklich gewesen sind, und denen eine Seereise nicht so gefährlich scheint, als eine Fahrt auf der Eisenbahn.“

„Dann sind Sie ein beneidenswerter Mann gewesen,“ warf ich ein.

„Nicht mehr und nicht weniger als viele andere,“ erwiderte der



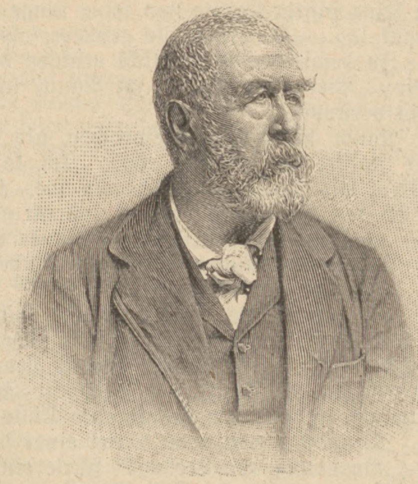
König Eduard VII. von England. (Mit Text.)

alte Kapitän. „Wenn ich auch nicht wirklich Schiffbruch gelitten habe, so bin ich doch genug nahe daran gewesen, und ich weiß in der That nicht mehr ganz genau, wie oft ich beinahe auf den Strand geraten bin. Mir scheint ein Schiffbruch selbst fast nicht so schlimm zu sein, als stundenlang einen solchen vor Augen zu haben und erwarten zu müssen, daß die nächste Minute das Schiff und uns zum Teufel sendet. Das knappste Entkommen hatte ich freilich auf meiner ersten Reise."

„Wie kam das?" fragte ich.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich Ihnen den Vorfall erzählen: Ich war auf meiner ersten Reise Kajütswächter an Bord der Brigg der „fliegende Holländer". Das Schiff lag in Sunderland und war nach Kronstadt bestimmt. Es war noch zeitig im Frühjahr, und wir hofften, beim Aufgang des Eises den finnischen Meerbusen zu erreichen. Das Wetter war kalt und stürmisch, wie mitten im Winter. Die Brigg war ein gutes Seeschiff, sonst hätten wir wohl die Heimat nie wieder gesehen. Die Rheder waren nämlich schmutzig, geizig, und kümmerten sich verdammt wenig, um das Wohlergehen der Bemannung ihrer Schiffe, wenn diese nur wieder mit guter Fracht nach Hause kamen. Ja, mir scheint, daß ihnen oft genug wenig an der Rückkehr von Schiff und Ladung überhaupt gelegen war, wenn diese, wie es öfter vorgekommen sein soll, über ihren wahren Wert versichert waren. Kurz und gut, der „fliegende Holländer" war in See gegangen, schwach bemannt, knapp mit Proviant versehen und dabei war das, was an Bord war, kaum für einen Hund gut genug, mit schlechter Bemastung und alten Segeln, überhaupt nicht in einer Ausrüstung, wie es für eine Reise in der schlechtesten Jahreszeit nötig gewesen wäre. Der Kapitän, obgleich noch jung, war ein tüchtiger Seemann; er hatte seine Frau an Bord.

Wir hatten, nachdem wir von Sunderland in See gegangen waren, fortwährend böiges Wetter, doch als wir uns der Nordostküste von Schottland näherten, wurde der Wind zum Sturme. Er sprang gerade nach Osten um und jagte die Brigg gegen eine der gefährlichsten Küsten der Erde. — Obgleich wir so viel Segel als möglich führten, um das Schiff vom Lande abzuhalten, so trieben wir doch näher. Gegen Abend des zweiten Tages erreichte der Sturm seine größte Stärke. Es war so dunkel, daß wir kaum auf eine Schiffslänge um uns sehen konnten. — Zur Abwechslung hagelte es dann und wann und fror so stark, daß das Deck und die ganze Takelage mit Eis bedeckt war. Niemand an Bord hatte ein trockenes Kleidungsstück auf dem Leibe. Die See brach fortwährend über das Schiff und durchnäßte die Leute durch und durch, sobald sie an Deck kamen, so daß es nutzlos gewesen wäre, trockene Kleider anzuziehen. — Das einzige, was die Mannschaft thun konnte, war, wenn sie unter Deck ging, die nassen Sachen auszuwringen, dann wieder anzuziehen, sich in die Koje zu legen und die Kleider auf dem Leibe trocknen zu lassen, so daß infolge dieser Trockenmethode sowohl das Logis, als auch die Kajüte voller Dampf waren. Der Kapitän wußte durchaus nicht, wo wir waren und während ich ihm die Karte auseinanderhielt und er versuchte, ungefähr die Lage des Schiffes zu bestimmen, kam der erste Steuermann herunter und sagte: „Wir müssen das Großmarssegel festmachen oder das Segel mitsamt der Stänge kommt von oben, außerdem kann die Brigg nicht so viel Leinwand tragen."



Arnold Böcklin †. (Mit Text.)

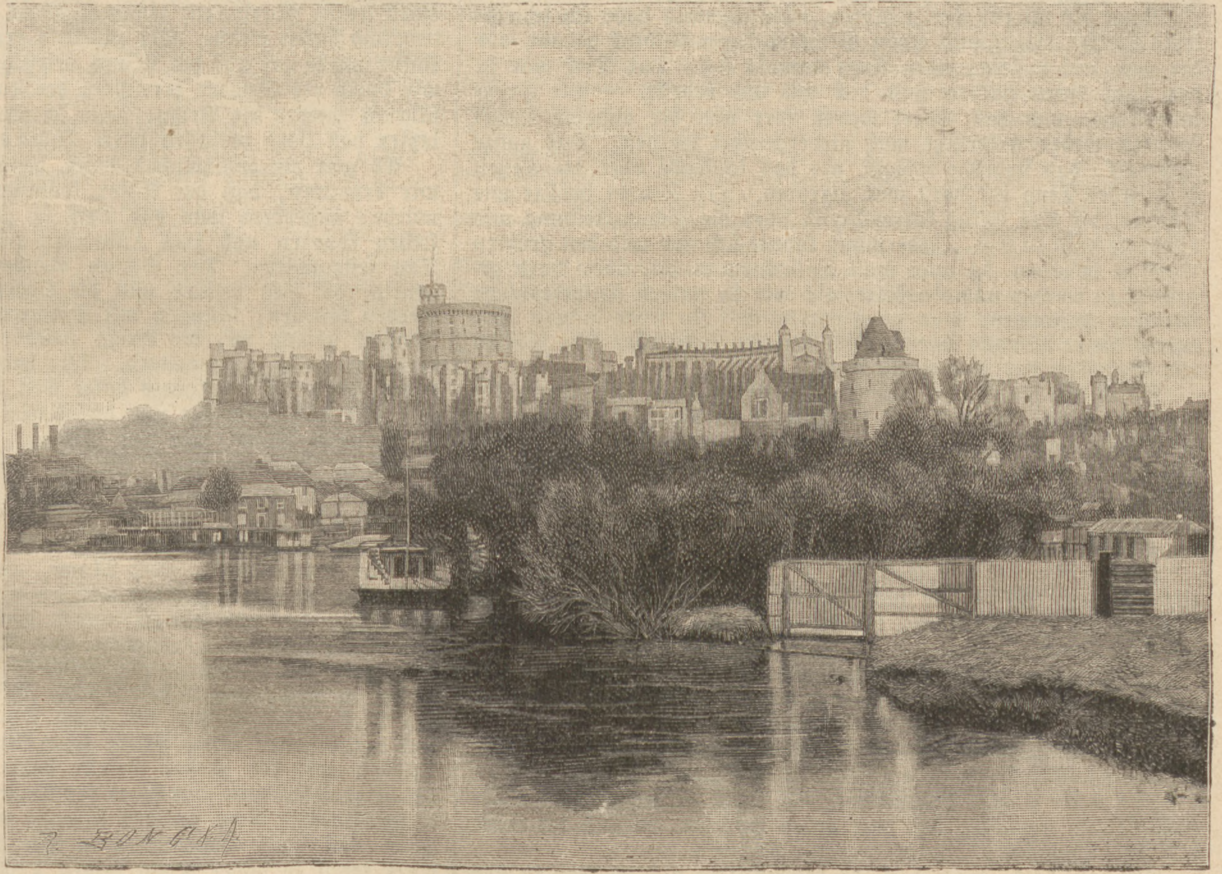
„Aber das eng gereefte Großmarssegel (Segel auf der ersten Verlängerung des Mastes) und die gereefte Focke (unterstes Segel) ist ja alles, was wir führen," erwiderte der Kapitän.

„Bei solchem Sturme mußte das Schiff eigentlich unter den kahlen Masten treiben," war die Antwort des Steuermanns.

„Das ist wohl wahr, aber unmöglich," entgegnete der Kapitän, „wir treiben ja immer näher ans Land. So wie wir noch Segel fortnehmen, sitzen wir auf dem Strande."

„Sie wird so wie so bald festsitzen, wenn der Wind sich nicht dreht oder der Sturm nachläßt! Alles ist so mit Eis bedeckt, daß das Schiff vollständig unlenksam ist.

Die Leute können es auch nicht mehr aushalten."



Schloß Windsor. (Mit Text.)

„Gut also", erwiderte der Kapitän, „wir müssen die Segel beibehalten, welche augenblicklich gesetzt sind, bis sich der Sturm legt oder die Stängen brechen; die Leute können ja ohnehin die steifgefrorenen Segel nicht fest machen."

„Wenn nicht bald eine Aenderung eintritt," sagte der Steuermann, „so ist es aus mit uns."

Der Kapitän schüttelte traurig den Kopf und warf einen Blick in seine Hinter-Kajüte, wo seine junge schöne Frau schrecklich seekrank lag. „Gottes Wille geschehe," sprach er.

In demselben Augenblicke erschien der Zimmermann und meldete: „Vier Fuß Wasser im Raum und die Pumpen sind durch Eis verstopft."

Kaum hatte er ausgesprochen, als der zweite Steuermann in die Kajüte stürzte und rief: „Ich kann die Brandung deutlich hören, wir treiben gerade darauf los. Ein Leuchtfeuer schimmerte durch den Nebel und Schnee und ich glaube nicht, daß wir mehr als zwei englische Meilen vom Lande entfernt sind.

Unsere Lage konnte nicht schrecklicher sein.

„Welches Feuer mag es wohl sein?" sagte der Schiffer. „Wenn ich das nur wüßte, so hätten wir doch einen Anhaltspunkt über unsere Lage; aber," fuhr er fort, indem er auf die offene Karte zeigte, es giebt ein halbes Dutzend Leuchtfeuer zwischen Kap Dunansby und der Bucht von Dernoch. Ich habe nicht die geringste Ahnung, an welchem Punkte der Küste wir sind.

„Brandung von vorn!" rief einer der Männer vom Bug.

„Brandung von Leebug!" schrie ein anderer.

Dann gab es ein Gekrach, wie von einem Donnerschlag.

„Da geht das große Marssegel und die Stänge mit!" rief der erste Steuermann. „Wenn die Rheder sich um die Takelage bekümmert hätten und uns neue Segel hätten unterschlagen lassen, ehe wir in See gingen, so könnten wir noch etwas Hoffnung haben. Wenn das Schiff verloren geht, so sind die Rheder selbst schuld daran."

„Darum bekümmern diese Herren sich verflucht wenig. Schiff und Ladung sind gewiß zum vollen Wert versichert, darauf möchte ich wohl wetten," bemerkte der zweite Steuermann.

„Ich habe wohl zwanzigmal gesagt, daß die große Marsstänge (Erste Verlängerung des Mastes) gesprungen und nicht mehr tauglich sei, bei solchem Wetter, wie wir es nach den Jahreszeiten erwarten mußten, aufgebracht zu werden," fügte der Zimmermann hinzu, aber ich konnte ebensogut in den Wind sprechen."

„Der Himmel möge uns helfen! Wir müssen unser Bestes thun, mehr können wir ja nicht," sagte der Kapitän und begab sich, gefolgt von den beiden Steuerleuten und dem Zimmermann, an Deck. Mir befahl er, unten in der Kajüte bei seiner kranken Frau zu bleiben, aber ich war zu begierig, zu erfahren, was für Hoffnung vorhanden sei, die Brigg zu retten und ging nach einiger Zeit auch an Deck.

Lange bin ich zur See gefahren, aber niemals habe ich schlechteres Wetter erlebt und einen fürchterlicheren Anblick gehabt,-als der war, auf welchen mein Auge damals fiel. Das Deck war in der That einen halben Zoll dick mit Eis bedeckt. — Die Großmarsstänge und das Segel waren fort und die anderen Segel konnten weder aufgehißt noch niedergeführt werden. Das ganze Tauwerk, das stehende sowohl, als das laufende Gut, die Segel, kurz, jedes Ding an Bord war gefroren. Der Sturm brüllte wie Donner, die See schlug fortwährend über die Schanzkleidung und erstarrte bald zu Eis. Jedermann konnte sich nur mit der größten Vorsicht bewegen, da man sonst befürchten mußte, über Bord gespült zu werden und die Kälte, als wir in unsern steifgefrorenen Kleidern dastanden, war ganz entsetzlich. Zu jeder andern Zeit würde dieser Zustand unerträglich gewesen sein, aber jetzt fühlten wir denselben vor Aufregung nicht.

Durch den Nebel und Schnee schimmerte dann und wann, anscheinend dicht bei uns, ein Leuchtfeuer in See und die Umrisse der Klippe erschienen so nahe, als ob man einen Stein von Bord aus auf dieselben werfen könnte. Ein einziger Umstand schien zu unseren Gunsten auszuschlagen. Wir waren augenscheinlich im Begriff, in eine Bucht hineinzutreiben, denn Land schimmerte durch den Nebel sowohl luvwärts als in See.

In der That war eine Reihe von Klippen luvwärts von uns ziemlich deutlich sichtbar und dieselben verbesserten unsere Lage insofern um ein Geringes, als die See nicht mehr so wild war, als kurz zuvor.

„Wir treiben in die Dernoch-Bucht hinein", hörte ich den Kapitän zum Steuermann sagen und mit leiser Stimme fügte er etwas hinzu, was ich nicht verstehen konnte.

„Es ist unmöglich", erwiderte der Steuermann. „Niemand wird bei einem solchen Versuche sein Leben in die Schanze schlagen wollen."

„Es ist die einzige Möglichkeit, das Schiff zu retten, und wenn zwei Mann freiwillig mit mir gehen möchten, so will ich selbst den Versuch machen", entgegnete der Kapitän.

Ich sah bald, was derselbe beabsichtigte und es war in der That ein verzweifeltes Hilfsmittel, welches er anwenden wollte. Es war sicher, daß, wenn wir nicht die Spitze, auf welcher der Leuchtturm stand, abwettern (das Schiff von dem Lande, auf welches es von dem Winde getrieben wird, frei halten) konnten, wir innerhalb einer halben Stunde auf den Strand gehen mußten, denn wir trieben schnell gerade darauf los. Ich habe der Reihe von Klippen luvwärts erwähnt. Der Plan des Kapitäns war nun, ein Boot auszusetzen, einen Wurfanker an einer dünnen Trosse (Leine) auszufahren, den Anker auf den Felsen auszuwerfen und dann so lange an der Trosse holen zu lassen, bis wir die verderbendrohende Spitze abgewettert hätten. Hätte die See so hoch gestanden, als außerhalb der Bucht, so wäre dieser Plan unausführbar gewesen. Auch so war die Sache für diejenigen, welche es wagen wollten, in das Boot zu gehen, äußerst gefährlich. Die Matrosen waren vor Kälte und Furcht beinahe starr, niemand antwortete auf den Aufruf des Kapitäns.

Endlich sagte der Zimmermann: „Was kommt es darauf an, zehn Minuten früher oder später zu sterben; ich gehe mit als der erste!"

„Und ich als der zweite!" rief der erste Steuermann.

„Nein, Ernst", sagte der Kapitän, „wenn ich die Brigg verlasse, müssen Sie an Bord bleiben."

„Ich gehe!" schrie der zweite Steuermann. „Niemand soll sagen, daß Peter Brown sich gefürchtet hätte, sein Leben einzusetzen, wenn es galt, Schiff und Leben seiner Kameraden zu retten!"

„Bravo, mein wackerer Junge!" sagte der Kapitän. „Wir können so vielleicht nur einige Minuten früher sterben, als wenn wir das Wagnis nicht unternehmen, aber es ist doch möglich, das Schiff und das Leben der übrigen zu retten. „Wo ist der Junge? Fritz!" fügte er hinzu.

„Hier bin ich!" antwortete ich.

„Ich habe Dir ja befohlen, unten zu bleiben. Du bist hier an Deck nichts nütz! Sofort gehst Du wieder in die Kajüte zu meiner armen, kranken Frau und höre, Fritz, kein Wort davon zu ihr, daß ich von Bord gegangen bin. Sollte sie nach mir fragen, so sagst Du, daß ich gleich nach unten kommen würde. Wenn mir mein Versuch gelingt, so bin ich bald wieder bei ihr, wenn nicht, so muß sie mit euch übrigen sterben, das arme Weib!"

Ich ging hinunter in die Kajüte, da aber die kranke Frau fest schlief, begab ich mich wieder nach oben, zu furchtsam, um bei der gefährlichen Lage des Schiffes unter Deck zu bleiben.

Das Boot war mit großer Schwierigkeit ins Wasser gelassen; der Kapitän, der zweite Steuermann und der Zimmermann waren in demselben. Die Matrosen, welche sich inzwischen etwas von ihrer Starrheit erholt hatten, und hofften, der kühne Plan des Kapitäns werde glücken, schafften einen Wurfanker und eine dünne Trosse in das Boot. In zehn Minuten verließ dasselbe die Schiffsseite und ruderte gegen die Klippen. Atemlos bewachten wir an Bord seinen Fortschritt, zehnmal schien es, als ob das Boot kentern und sinken würde, aber glücklich erreichte es die Felsen. Der Anker wurde gut auf die Klippe befestigt, das Tau steifgeholt und wie durch ein Wunder erreichten der Kapitän und seine beiden Gefährten wieder die Brigg, denn gerade als der Steuermann als letzter das Boot verlassen hatte, füllte es sich mit Wasser und sank.

Es war ein gefährliches Werk, denn jeden Augenblick konnten wir erwarten, daß der Anker loslassen oder die Trosse brechen würde; außerdem war das Deck so glatt, daß die Leute kaum stehen konnten und ihre erstarrten Hände vermochten kaum das Tau festzuhalten. Der Schnee blendete die Augen, der Sturm heulte, die See brüllte und die Segel, welche nicht festgemacht werden konnten, schlugen mit Donnergetöse umher. Nichtsdestoweniger gelang es, die Brigg luvwärts zu holen und die verderbliche Spitze abzuwettern. Wir hatten nun etwas mehr Seeraum, denn die Landzunge hatte weit in die Bucht hineingeragt. Die See war niedriger und die Felsen schützten uns, wenn auch in geringem Maße, vor dem Sturm. Doch war die Brigg noch immer in schlimmer Lage. Es war durchaus nötig, das Focksegel (unterstes Segel) wegzunehmen, um den Fockmast vor dem Ueberbordgehen zu retten, doch war es äußerst gefährlich, nach oben zu gehen. Endlich überredete der zweite Steuermann, welcher sich überaus brav bewies, zwei Mann, unter Lebensgefahr mit ihm nach oben zu gehen und das Segel von der Fockraa loszuschneiden. Die Brigg war nun sehr erleichtert, doch immer noch war es fraglich, ob es uns gelingen würde, von dem leewärts sich hinziehenden Lande loszukommen. Der Kapitän zeigte sich als ein wahrer Mann in dieser schrecklichen Nacht. Nicht eine Minute verließ er das Deck, als höchstens, um einen Blick auf die Karte zu werfen und dabei seiner Frau, welche keine Ahnung von der Notlage des Schiffes oder der großen Gefahr hatte, welcher ihr Mann ausgesetzt gewesen war, ein Wort des Trostes zuzurufen. Er hieß mich einige Flaschen Rum an Deck bringen und gab jedem Manne sein gutes Teil, was neues Leben in ihre Adern zu gießen schien; er selbst trank in dieser Nacht keinen Tropfen, obgleich er sonst sein Glas nicht verschmähte. Endlich, als der Tag im Osten dämmerte,

ließ der Sturm etwas nach. Mit großer Mühe gelang es uns, hinten ein Segel zu setzen und über Stag (ein Schiff wenden) zu gehen. Wir standen dann auf das Land los, welches wir vor uns sahen und gegen acht Uhr morgens kam ein Lootse an Bord, welcher uns sicher in der Dernoch-Bucht vor Anker brachte, wo wir mehrere Wochen lagen, um unsere Schäden auszubessern. Einige von den Leuten, welche infolge der Kälte krank geworden waren, wurden an Land gebracht und frische Mannschaft gemustert.

Diese Havarie kostete die Rhederei ein schönes Stück Geld, welches sie hätte ersparen können, wenn sie das Schiff gut ausgerüstet in See geschickt hätte. Ich weiß überhaupt nicht, ob es den Herren nicht vielleicht lieb gewesen wäre, wenn die Brigg gestrandet wäre, denn ich hörte späterhin, daß Schiff und Ladung weit über den Wert hinaus versichert gewesen seien.

Der Kapitän erhielt für seinen Heldenmut und seine Geschicklichkeit in jener furchtbaren Nacht nicht nur keinen Dank, als wir in die Heimat zurückkehrten, sondern ich glaube, die Rhederei hätte den wackeren Mann am liebsten aus ihrem Dienste entlassen, wenn dieselbe nicht befürchtet hätte, daß er von früheren Reisen her Kenntnis von einigen ihrer Betrügereien gehabt und diese ans Tageslicht bringen könnte."

Zuplanten.

Das rasche und heimliche Fortgeben gestohlenen Gutes seitens der Diebe in die Hände ihrer Diebesgenossen heißt in der Gaunersprache zuplanten (zupflanzen, in die Hand eines Dritten pflanzen.) Es geht äußerst rasch und behende vor sich. So ist oft schon eine Uhr oder Dose längst aus dem Theater, ehe der noch neben dem Diebe sitzende Bestohlene sie vermißt. Unübertroffen bleibt nach dieser Richtung hin die Gewandtheit und Frechheit des berüchtigten französischen Gauners Cartouche. Zu einer Zeit, als Cartouche noch am meisten in Paris von sich reden machte, äußerte der König bei der Abendtafel, er möchte den Cartouche doch wohl einmal sehen.

Am anderen Morgen auf dem Wege nach dem Audienzsaal, in Begleitung zweier Kammerherrn, bemerkte der König in einem Zimmer einen Menschen, der die silbernen Wandleuchter zu polieren schien. Die Leiter, auf welcher er stand, drehte sich, sowie der König sich näherte und schien dem Umfallen nahe.

Der König sprang sogleich hinzu und hielt sie mit den Händen.

Der Mann auf der Leiter dankte mit den Worten: „Euer Majestät sind ein zu gnädiger Monarch, unter dessen Schutz ich nie verunglücken werde!"

Der König lächelte über diese Worte des vermeintlichen Leuchterputzers und ging in den Audienzsaal. Dort langte er seine Dose aus der Tasche, war aber nicht wenig erstaunt, in derselben ein Billet mit den Worten zu finden: „Cartouche hat die Ehre gehabt, mit Ew. Majestät zu sprechen. Er konnte die silbernen Wandleuchter nehmen und auch Ew. Majestät Dose, denn sie waren in seinen Händen; allein Cartouche raubt seinem Könige nichts. Er wollte nur Ew. Majestät Wunsch erfüllen." — Natürlich hatte sich der berühmte Gauner sofort aus dem Staube gemacht!

Der Gauner Wolff Moses wußte am 18. Mai 1830 nicht weniger als 30 Thaler, die er einem Handelsmann beim Wechseln aus der Geldkatze gestohlen hatte, diesem wieder zuzuplanten, als derselbe ihn anhielt, ihm ins Quartier folgte und dort auf Wolff Moses Verlangen sein Geld nachzählte, welches er mit Staunen ganz richtig fand.

In einem anderen Falle wußte Jakob Bernhardt aus Moisburg in einem Berliner Laden, wo er Medaillen stehlen wollte, und von dem zuvor gewarnten Ladenbesitzer nebst zwei im Laden versteckten Polizeibeamten scharf beobachtet wurde, nicht nur dennoch vier Medaillen zu stehlen, sondern auch bei seiner Arretierung unvermerkt dem ihn begleitenden Polizeikommissarius in die Tasche zuzuplanten.

Emil König.

Auf der Wanderschaft.

Die Sonne senkte sich gemach,
Ein Sternlein zog der Sonne nach,
Das glühte so hell und heiter.
„Du Sternlein geh noch nicht zur Ruh,
Und blink mir noch ein wenig zu;
Ich wand're ja noch weiter!" —

Die Herde zog den Wald hinein
Ein schwarzbraun Mädel hinterdrein,
Das glühte so frisch und heiter.
„Ach, Mädel, geh' noch nicht zur Ruh,
Und lach' mir noch ein wenig zu,
Sonst laß ich dich nicht weiter!"

Der Stern thät seiner Wege gehn,
Das Mädel das blieb auch nicht stehn,
Wie lacht' es so frisch und heiter!
Es rief: „Grüß Gott! auf Wiedersehn!" —
Das Sternlein, ja, das werd' ich sehn;
Das Mägdlein? — — Weiter! weiter!

Robert Reinick.

Unsere Bilder.

Königin Viktoria von England †. Die am 22. Januar in Osborne auf der Insel Wight verstorbene Königin Viktoria von England wurde am 24. Mai 1819 als Tochter des Prinzen Eduard von Groß-Britannien und Irland, Herzogs von Kent und seiner Gemahlin Viktoria, verwittwete Fürstin von Leiningen, geborene Prinzessin von Sachsen-Saalfeld-Koburg, im Kensington-Palast zu London geboren. Sie folgte ihrem Oheim, dem Könige Wilhelm IV. am 28. Juni 1838 auf den Thron und vermählte sich am 10. Februar 1840 in der Westminsterabtei zu London mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Herzog zu Sachsen, welcher aber schon am 14. Dezember 1861 gestorben ist. Dieser Ehe entsprossen neun Kinder, und zwar 4 Prinzen und 5 Prinzessinnen. Das älteste dieser Kinder ist die Kaiserin Friedrich von Deutschland, welche am 21. November v. J. das 60. Lebensjahr zurücklegte. Der älteste Sohn, der jetzige König Eduard VII., der am 9. November d. J. 60 Jahre alt wird, trat im Jahr 1863 als Herzog von Cornwall in das Oberhaus. Am 10. März desselben Jahres vermählte er sich im Alter von 21 Jahren mit der am 1. Dezember 1844 geborenen Prinzessin Alexandra von Dänemark, ältesten Tochter des jetzigen Königs Christian IX. Dieser Ehe sind vier Kinder entsprossen. Der älteste Sohn und mutmaßliche Thronfolger ist der am 3. Juni 1865 geborene, also jetzt 35 Jahre alte Herzog von York, der seit 1893 mit der Fürstin Mary von Teck vermählt ist und bereits drei Söhne und eine Tochter hat. Dann folgt die mit dem Herzog von Fife vermählte Prinzessin Luise, die am 20. Februar 1867 geboren ist. Die zweite Tochter Viktoria, geboren 6. Juli 1868, ist unvermählt. Die jüngste, am 26. November 1869 geborene Prinzessin Maud ist mit ihrem Vetter, dem Prinzen Karl von Dänemark, zweitem Sohne des Kronprinzen, vermählt. — Gleichzeitig bringen wir eine Abbildung von Schloß Windsor, wohin die Leiche überführt wurde. Das Schloß selbst, auf bewaldetem Berge hochgelegen, ist ein imposanter Bau. Eine einstündige Eisenbahnfahrt genügt, um von London aus dieses herrliche, königliche Schloß zu erreichen, das aus der Zeit Wilhelms des Eroberers stammt, also neunhundert Jahre alt ist. Der Besuch dieses Palastes bringt des Interessanten viel; jeder der zahllosen Herrscher, die ihn bewohnten, fügte demselben irgend einen Anbau hinzu; wir erwähnen hier nur das Thor Heinrichs VIII., den Turm Heinrichs III. und die von Eduard IV. erbaute St. Georgs-Kapelle. Ein Hauptteil des Schlosses von Windsor ist sein immenser „Round Tower" (runder Turm), von dessen Zinne aus man eine herrliche, außerordentlich ausgedehnte Fernsicht genießt. Dieser Turm hat nicht weniger als 92 Meter im Durchmesser und 70 Meter Höhe.

Die neue Kaiser-Franzensbrücke in Prag ist von den Ingenieuren Jos. Jarni, Georg Soukup und Ant. Balsaneck — vom letzteren stammt speciell die Architektur — mit einem Kostenaufwande von 1,631,966 Gulden erbaut worden. Der sich ebenso stattlich wie geschmackvoll präsentierende Bau ist in den Pfeilern und Bogen aus Granit des Moldaugebietes hergestellt; zu den Nachmauerungen oberhalb der Bogen wurde Horschitzer Sandstein, zu den Pilastern über den Pfeilerköpfen zum Teil roter Granit verwendet. Einige Pfeilerpilaster, und zwar diejenige der Gruppenpfeiler, sind harmonisch aus rotem und weißem Granit hergestellt, während im Brückenhauptgesimse sich blauer Granit findet; in den Balustern sind die Sohlplatten und Deckplatten, sowie die Trennungssäulchen aus blauem, die andern Teilungssäulchen aus rotem Granit, die Decken selbst aus Sandstein. Den Zugang zur Insel vermittelt ein breiter Treppenbau; von der Errichtung einer ursprünglich geplanten Zufahrt wurde abgesehen, da die Absicht besteht, die Insel mit der Zeit durch Aufschüttung vollständig aus der Inundation zu heben. Bemerkenswert ist bei dem Bau die große Oeffnung von 42,73 Meter Spannung im Altstädter Moldauarm, deren Durchführbarkeit von Fachleuten vielfach angezweifelt wurde. — Es ist dies einer der ersten Bogen, der in Oesterreich in dieser Weite zur Ausführung gelangt ist. Die Wölbungsart ist die gleiche, wie sie bei der steinernen Brücke zu Savonne in Frankreich angewendet erscheint, indem das Gerüst, durch Werkstücke belastet, von etwa sieben Ausgangspunkten gewölbt wurde. Die neue Prager Franzens-Brücke stellt sich als imposantes Monumentalwerk dar und bildet eine weitere Zierde für die bekanntlich an malerischen Straßen- und Landschaftsbildern ohnehin reiche Hauptstadt Böhmens.

Arnold Böcklin †. In seiner Villa bei Florenz ist am 16. Januar Arnold Böcklin entschlafen; mit ihm hat die Kunst einen ihrer Großmeister, das Schweizervolk den letzten des leuchtenden Dreigestirns verloren, das dem an Naturschönheit so reichen Lande auch in der Sphäre der Kunst einen ehrenvollen Platz gesichert hat. Nach Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer ist nun auch Böcklin abberufen worden. Gleich jenen hat auch ihn der Tod in milder Weise fortgeführt, nachdem er ein langes, an Arbeit und Erfolgen reichgesegnetes Leben hinter sich gebracht hatte; er sank dahin wie ein müder Schnitter über seiner reifen Saat. Arnold Böcklin ist 73 Jahre alt geworden; allerdings war ihm der Rest seiner Tage bereits getrübt worden durch die Folgen eines Schlaganfalles, mit wie erstaunlicher Energie der greise Künstler seiner gewaltigen Lebens- und Schaffenskraft auch immer wieder von neuem nach jedem Angriff der Krankheit sich die Fähigkeit zur Arbeit abzwang. Arnold Böcklin wurde am 16. Oktober 1827 zu Basel geboren. Er genoß eine umfassende Gymnasialbildung, welche in seiner Seele die Vertrautheit mit den geschichtlichen und sagenhaften Erscheinungen der klassischen Vorzeit nährte, die für seine spätere künstlerische Richtung so bestimmend wirkte. Seine Studien betrieb er auf der Düsseldorfer Akademie und in den Galerien von Brüssel und Paris. 1850 wanderte er nach Italien, von wo er nach mehrjährigem Aufenthalt reiche künstlerische Anregungen und seine Gattin heimbrachte. Nach Deutschland zurückgekehrt, führte ihn sein Geschick zunächst vorübergehend nach Hannover und dann nach München, wo er in Graf Schack einen außerordentlich fördernden Gönner fand. Dann an die neu begründete Kunstschule zu Weimar berufen, wirkte er dort drei Jahre als Professor. Hier schuf er bereits mehrere jener berühmten Bilder, die seinem

Namen zu weitester Bekanntschaft verholfen haben, so das „Schloß am Meer,“ und den „Jagdzug der Diana mit ihren Nymphen“. Böcklin zog es aber bald wieder nach Italien, wo er sich seit 1876 dauernd niederließ.

Bürgermeister Brinkmann. Eines plötzlichen Todes verstarb am 7. Januar Karl Brinkmann, der zweite Bürgermeister von Berlin, der erst seit wenigen Monaten diesen Posten bekleidete. Brinkmann, der noch nicht das achtundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte, war von Hause aus Jurist und Rechtsanwalt in Tilsit, trat aber 1891 als Syndikus in den Gemeindedienst der Stadt Königsberg, um schon nach drei Jahren zum zweiten Bürgermeister daselbst aufzurücken. Im Jahre 1899 erfolgte seine Berufung nach Berlin, deren Bestätigung sich bekanntlich lange verzögerte. In der kurzen Zeit seiner dortigen Amtsführung gelang es ihm vollauf, seinen Ruf als den eines tüchtigen und energischen Verwaltungsbeamten zu bekräftigen.

ALLERLEI.

Einer, der sich auskennt. Rechtsanwalt: „Ja, wenn ich Ihre Verteidigung übernehmen soll, müssen Sie mir eben beichten. Haben Sie mir nichts verheimlicht?“ — Einbrecher: „Nichts, Herr Doktor, als den Platz, wo ich das Geld vergraben hab'. Allen Respekt, Herr Doktor, Sie sind doch gewiß ein ehrlicher Mann, aber sicher ist sicher.“


Bürgermeister Brinkmann. (Mit Text.)

Wohl möglich! Professor: „In welcher seiner Schlachten wurde Gustav Adolf getötet?“ — Kandidat: „Ich glaube in der letzten.“

Gut Gesagt. Hausherr: „Sehen Sie nur, meine Tochter tanzt wie eine Feder.“ — Gast: „Ja, und der Herr Lehmann ist ihr Federhalter.“

Der Ursprung der Fiaker. Nikolaus Savage geriet im Jahre 1630 auf den Einfall, Wagen und Pferde in Paris beständig zum Vermieten bereit zu halten. Das gefiel und weil dieser Mann in einem Hause der Straße St. Martin wohnte, welches „Hotel Fiacre“ hieß, so benannte man das Mietsfuhrwerk nach diesem Hause. St.

Wie Mißerfolge auf einem Gebiete zum wahren Beruf führten. Als Boileau, der die Rechte studiert hatte, das erstemal als Sachwalter auftrat, konnte er vor dem Gelächter der Hörer nicht weiter reden. Darauf versuchte er sich auf der Kanzel, indes mit eben so schlechtem Erfolge. Dann wandte er sich der Dichtkunst zu, und hier glückte es ihm. Ebenso mißglückte es Fontanelle und Voltaire mit der Rechtsgelehrsamkeit. Desgleichen Bentham und Montesquieu, die aus Rechtsgelehrten Politiker wurden. Auch Addison hatte als Redner keinen Erfolg, und wandte sich daher der Schriftstellerei zu, für die er berufen war. Goldsmith wollte Arzt werden, vergeblich; er schrieb: „Das verlassene Dorf“ und den „Landprediger von Wakefield“ und wurde dadurch ein berühmter Mann. K.

Eine Ehrlichsprechung. Noch im 18. Jahrhundert galten außer Scharfrichtern und ihren Gehilfen, Totengräbern u. a. auch die sog. „Steckenknechte“, die als Diener der militärischen Profoße, wenn ein Soldat Spießruten laufen mußte, Ruten zu holen und an die Mannschaft zu verteilen hatten, für „unehrlich“. Sie waren von der bürgerlichen Gesellschaft, ebenso wie vom Soldatenstande ausgeschlossen, mußten sogar in der Kirche mit einem besonderen Plätzchen an der Thüre vorlieb nehmen, und eine Berührung mit ihnen schändete. Die Ehrlichsprechung eines solchen Steckenknechts ging unter militärischen Ceremonien vor sich. Das ganze Bataillon rückte mit klingendem Spiele aus und bildete dann ein Viereck, in dessen Mitte der Major zu Pferde und die übrigen Offiziere nebst dem Auditeur sich befanden. Der Major rief nun mit barscher Stimme den Steckenknecht, und dieser erschien demütig außerhalb des Vierecks in einer Uniform von verkehrter Farbe, d. h. der Rock hatte die Farbe der Aufschläge und die Aufschläge die des Rockes. Auf die an ihn gerichtete Frage des Majors bat er unterthänigst und gehorsamst um seinen ehrlichen Namen. Der Major hieß ihn näher zu kommen. Da kroch er auf allen Vieren durch die Reihen der Soldaten hindurch bis in den Kreis der Offiziere, küßte den Steigbügel des Majors und wiederholte seine Bitte. Feierlichst gewährte sie ihm der Kommandeur und erteilte ihm vor dem ganzen Bataillon seinen guten, ehrlichen Namen. Dabei wurde die Fahne des Bataillons über ihm geschwenkt. Geschwind zog nun der Ehrlichgesprochene seine Uniform aus und zog eine ordonnanzmäßige an, die bereit lag, wurde in eine Kompagnie eingereiht und marschierte mit dem Bataillon ab. D.

GEMEINNÜTZIGES.

Fensterscheiben zu reinigen. Durch Anwendung von Bürsten oder kräftiges Scheuern mit groben Lappen werden die Glasscheiben leicht zerkratzt; wenn man sie aber mit scharfem Essig oder verdünnter Salzsäure benetzt, so werden die grauen, matten Stellen, welche sonst gar nicht weichen wollen, verschwinden, und nach Abspülen mit reinem Wasser wieder rein und durchsichtig erscheinen.


Modern.

Arzt: „Gnädige Frau, Sie haben mich rufen lassen? Wo fehlts denn?“
Dame: „Sie wissen, Doktorchen, die Badesaison steht vor der Thür; was ist jetzt das Modernste in Krankheiten?“

Speckstein als Schutzmittel gegen Rost. Als vorzüglicher Ersatz für die gewöhnlichen metallischen Deckmittel der Farben soll sich, nach der „Zeitschrift für Masch. und Schlosserei“ der sog. chinesische Speckstein bewähren und gleichzeitig in wirksamster Weise gegen Rost schützen. Der Speckstein besitzt eine außerordentliche Feinheit des Korns und ist in gemahlenem Zustande eines der feinsten Materialien, welches sich wie kein anderes so schnell und fest an die Fasern von Eisen und Stahl hängt. Ferner ist Speckstein leichter als metallische Deckmittel, und bedeckt mit Farbe gemischt eine größere Oberfläche als eine entsprechende Menge von Zinkweiß, Mennige oder Eisenoxyd. In China benutzt man den Speckstein zum Schutze von Baulichkeiten aus Sandstein, der unter den Einflüssen der Witterung krümelt. Ebenso hat sich dort eine dünne Schicht pulverisierten Specksteins, in Form eines Anstrichs aufgetragen, als Schutzmittel gegen den Verfall von Obelisken, Bildsäulen 2c. erwiesen.

Nutzen der Spinnen. Meistens werden die Spinnen als lästig und schädlich vertilgt und doch stiften sie einen nicht unbeträchtlichen Nutzen durch Vertilgung schädlicher Insekten. In ihren mehr oder weniger kunstvollen Geweben fangen sie eine große Zahl derselben. Viel großartiger aber ist die Wirksamkeit der kleinen Spinnenarten gegen die Schild- und Blattläuse. Je massenhafter das Auftreten der Spinnen ist, um so weniger lassen sich Klagen über Insektenschaden hören. Bewunderungswürdig ist auch die Thätigkeit der Spinnen in den Wäldern. Hier sind Rinde und Holz, sowie Blätterwerk und Wurzeln durch Insekten und Larven bedroht. Im Dunkel des Waldes gehen unermüdlich die rotköpfigen Kleinspinnen den Schild- und Blattläusen nach und in großartigen Schlachten spielt sich geräuschlos der Vernichtungskampf ab. Größere Spinnen fangen die verderblichen Motten und Spanner ab. Krabben- und Sackspinnen gehen den verderblichen Rüßlern zu Leibe. Einzig durch Spinnen wird in wirksamer Weise der Hauptfeind unserer Fichtenwälder, der schädliche Chermes, bekämpft, welcher die jungen Triebe zerstört. Sobald das Fichteninsekt seine zapfenartigen Gallen verläßt, sind die langbeinigen Weberknechte, die Streck- und Webspinnen, die Bergweber und Kreuzspinnen zur Hand, die weitere Ausbreitung durch rasches Vertilgen zu hemmen.

Logogriph.

Mit einem **R** beacht' es gerne,
Als Maß ist es mit **P** bekannt.
Mit **S** bringt's Lasten in die Ferne
Der Säule ist's mit **K** verwandt.
Julius Falck.

Homonym.

Mich führen Sonne, Mond und Sterne,
Den Tod bring' ich oft aus der Ferne,
Zu finden bin ich an dem Wilde,
Bin Stadt im bayrischen Gefilde.
Julius Falck.

Aufgabe.

O				U
R	K	R	S	X
N				H
E	E	G	R	E
A				T
G	Z	I	E	L
E				T
E	S	N	B	R
N				A

Sind die Buchstaben der Figur richtig geordnet, so ergeben die vier wagerechten Reihen folgende Wörter: 1) Das Reich des Pluto. 2) Einen Schwarzen. 3) Den Ort Aegyptens mit der größten Pyramide. 4) Das Zeichen einer früheren Wunde. Die beiden senkrechten Reihen nennen eine wunderbare Entdeckung eines Physikers aus der neueren Zeit.

Zweisilbige Charade.

Die Erste packt mit mächtig großer Kralle
Die Beute, die von ihr in Stücke wird zerrissen,
Und aus der Zweiten siehst bald Honig du, bald Galle
In süßen oder bittern Strömen fließen;
Das Ganze suche fleckenlos stets zu bewahren,
Von Neid und Mißgunst drohen zahllos ihm Gefahren.
Karl Staubach.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Hitze, Hetze. — Der Charade: Rosenheim. — Des Arithmogriphs: Cornelius, Oise, Rouen, Neisse, Essen, Lilie, Ironic, Union, Solon. — Cornelius. — Der Charade: Passabel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.